

Gabriele Brandstetter (Hg.)

# Erzählen und Wissen

Paradigmen und Aporien ihrer Inszenierung  
in Goethes »Wahlverwandtschaften«

ROMBACH  VERLAG

Ralf Simon

## Zu Gast

(Goethe: *Die Wahlverwandtschaften*)

### I. Der logische Un-Ort des Gastes und seine Verdrängung (eine Symmetrie, die keine ist)

Es gäbe in diesem Text mancherlei Anlaß, sich mißverstehen zu können und der Bequemlichkeit zu willfahren, einen Schuldigen zu finden. Charlotte hätte Grund genug, über die Tatsache erzürnt zu sein, daß Eduard Otilie in dem Gasthaus gegenüber tritt. Besonnen aber hält sie ihr Urteil zurück, erforscht die näheren Umstände und spricht ihn von aller Schuld frei. Auch der Tod ihres Kindes könnte, ja sollte beinahe geeignet sein, eine Schuld dort zu plazieren, wo sonst nur der Schmerz seinen Raum fordert. Selbst Nannys Schuld wird durch eine Geste des Wunders aufgehoben. Mittler, der stets die Katastrophe beschleunigt, wird nur im auktorialen Diskurs, nie aber in den Figurenreden disqualifiziert. Goethes Text vermeidet bequeme Lösungen. Wo immer ein Verhalten schief oder doppeldeutig sein mag, wird es durch das fast schon zu gerechte Urteil der anderen zurecht gerückt. Benjamins Formulierung, daß selbst der Verfall es nicht vermag, die Sitte der Betroffenen zu mindern, weist glücklich auf dieses Moment der Gerechtigkeit hin, welches alles Geschehen auf objektive eher denn auf subjektive Gründe zurückführt.<sup>1</sup> Die Vermeidung persönlicher, durch eindeutige Referenz ausweisbarer Schuld trägt dazu bei, das Geschehen gleichsam struktural werden zu lassen. Nie sind es charakterliche Unzulänglichkeiten, die das Unheil voranbringen. Psychologie ist nicht der Schlüssel, der hier zu schließen vermöchte. Ihre gänzliche Marginalisierung spricht als Kälte aus dem Text. Wo immer ein leidenschaftlicher Affekt nur allzu verständlich gewesen wäre, herrscht besonnene und nahezu abstrakte, von Parteilichkeit gereinigte Gerechtigkeit.

---

<sup>1</sup> Walter Benjamin: »Goethes Wahlverwandtschaften«. In: ders.: *Gesammelte Schriften*. Hg. von Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser, Bd. I/1, Frankfurt a.M. 1980, S. 131.

Die *Wahlverwandtschaften* sind von dem Gestus der Klassifikation<sup>2</sup> beherrscht – das semantische Phantasma ist ein struktureles, in dem die Figuren durch Dezenz und Zurückgenommenheit den Blick von ihrer subjektiven Verfassung weg gegen ihren strukturalen Ort hin lenken. Ein nicht unbedeutender Aspekt der komplexen Textsemantik ist das Thema des Gastseins. Schon auf den ersten beiden Seiten wird es in verstörender Weise durchgeführt. Es mag in der Logik der Exposition liegen, daß es der Gärtner ist, der dem Hausherrn Eduard die Lage seines Tals und den Stand der Arbeiten beschreiben muß und Eduard wie einen Unkundigen erscheinen läßt. Aber auf eine mögliche Ungeschicklichkeit des Goetheschen Exponierens sollte man nicht vertrauen, wenn sich schon zu Beginn der Eindruck einstellt, Eduard wäre nur ein Gast auf seinen eigenen Gütern. Später wird Charlotte mitsamt ihrem Gast Otilie hier ihr Heimatrecht beanspruchen, während Eduard fern des Hauses weilt, in einem Zustand, den ein weiterer Gast, der englische Lord, als heimatloses Reisen beschreibt, in dem das Gastsein zur Existenzform wird (II,10).<sup>3</sup> Als Gast wird Eduard auf der zweiten Seite des Textes von seiner Frau behandelt, wenn er in die von ihr erstellte Mooshütte gebeten wird, um die zum Bild erstarrte Landschaft im Blick aus den Fenstern genießen zu können. Ihr Gespräch handelt von möglichen Gästen, die in der kleinen Hütte allenfalls noch Platz finden können. Ein »Dritter« (Maskulinum) hätte wohl noch Platz, meint Eduard, »und auch für ein Viertes« (Neutrum), so Charlotte, wäre Raum genug (HA 7, 243).

Der Dritte, ein Viertes: mit den ersten Sätzen, die die Eheleute in diesem Text miteinander sprechen, wird der logische Ort des Gastes bereitet. Denn der Gast ist seinem reinen Begriffe nach in der Tat stets derjenige Dritte, den das Denken um seiner eigenen Geschlossenheit willen auszugrenzen bestrebt ist. In bündiger Präzision führt Hans-Dieter Bahr in seinem Buch *Die Sprache des Gastes*<sup>4</sup> aus, daß der Gast nur insofern Gast ist, als er, geschützt durch das Gesetz der Gastfreundschaft, zum einen nicht abgewiesen werden kann, zum anderen aber auch, soll er denn Gast bleiben kön-

2 So auch die Beobachtung Friedrich Kittlers: »[...] der scheinbar erschöpfenden Kombinatorik der Wahlverwandtschaften«; vgl. Friedrich Kittler: »Otilie Hauptmann.« In: Norbert W. Bolz (Hg.): *Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalyse zum Mythos Literatur*. Hildesheim 1981, S. 261.

3 Goethes Werke werden im folgenden im Text mit der Sigle HA, gefolgt von Band und Seitenangabe, nach der Hamburger Ausgabe zitiert: Johann Wolfgang von Goethe: *Werke*. Hamburger Ausgabe. München 10/1982.

4 Hans-Dieter Bahr: *Die Sprache des Gastes*. Leipzig 1994, S. 22 passim.

nen, nicht integriert werden kann. Weder Ausschluß noch Einschluß, weder *non a* noch *a*: der Gast ist jener Dritte, der phänomenologisch ein *tertium datur* markiert, das logisch stets nur eine Unmöglichkeit ist. Alle Unsicherheit, die mit dem Fremden, der Gastrecht beansprucht, gegeben ist, resultiert aus dieser semantischen Instabilität, die einen Ort eröffnet, der zwar nicht logisch, aber doch narrativ realisiert werden kann. Der Dritte, von dem die Eheleute, die Enge des Raumes und ihre Zweisamkeit bedenkend, sprechen, meint jenes X, das ein logischer Un-Ort ist, aber narrativ zum Gast werden kann, wie denn auch die nachfolgende Rede Eduards zeigt, in der er die Einladung seines alten Freundes, des Hauptmanns, betreibt.

»Ein Viertes« aber kommt in Charlottes Replik hinzu; und später, als der Hauptmann eingetroffen ist und man zu dritt in der Mooshütte sitzt, nimmt Eduard die Formel wieder auf und spricht seinerseits von dem Platz für ein Viertes (HA 6, 259). Ein nicht nur grammatikalisches, sondern auch logisches Neutrum: als wäre das Beunruhigende, das der Gast per definitionem ist, durch einen weiteren Gast beherrschbar zu machen. Narrativ eröffnet dieses Vierte mehrfache Anschlüsse. Es symmetrisiert die Kommunikation der Eheleute, und es fügt der chemischen Gleichnisrede jenes vermittelnde vierte Element hinzu, das zur gegenseitigen Neubindung die unabdingbare Voraussetzung ist: »Da sind die Chemiker viel galanter«, sagte Eduard; »sie gesellen ein viertes dazu, damit keines leer ausgehe« (HA 6, 275). Es ist dies der erste strukturelle Frevel, den der Text, schon ganz zu seinem Beginn, vollzieht: die Rationalisierung des Gastes durch den Versuch einer Symmetrisierung. Kein Gast läßt sich berechnen. Und so wenig es einen Oppositionsbegriff zu Gast gibt – er ist der Unverneinbare –, so wenig birgt er die Möglichkeit, seine Präsenz gleichsam zu egalisieren, indem man ihn an andere Präsenzen anschließt.

Die Vorsicht der Eheleute, ihre betonte Rationalität, ruht einem falschen Denken auf. Wenn Eduard sagt: »Nun danke ich dir, daß du mich freundlich angehört hast; jetzt sprich aber auch recht frei und umständlich und sage mir alles, was du zu sagen hast: ich will dich nicht unterbrechen« (HA 6, 254), dann ist der Formalismus dieser Aufforderung das genaue Gegenteil der inhaltlich erwünschten »freien Rede«. Die bedächtige Rationalität blockiert sich selbst und arbeitet mit falschen Kategorien der Beherrschbarkeit. Zu ihrer Bedächtigkeit gehört im voraus die Marginalisierung des Gastes. Des Hauptmanns Gegenwart wird »nicht die mindeste Unbequemlichkeit« verursachen (HA 6, 245), so meint Eduard. Charlotte stimmt der Einladung als einem Versuch zu, der »nur auf kurze Zeit

angesehen« (HA 6, 256) sein soll – als ob Gast eine Kategorie sei, der temporal beizukommen wäre. Der Ort, der dem Gast bereitet wird, verliert im Zuge solcher Zurichtungen sein Spezifikum, Ort eines Gastes zu sein. Der Verlauf der Handlung wird zeigen, in welchem Ausmaße sich dennoch eine Semantik den Raum wiedererobert, der ihr gestohlen wurde.

Immerhin läßt schon aufhorchen, daß Eduard und der Hauptmann »einander wechselseitig [...] so viel schuldig geworden« sind, daß sie »nicht berechnen können, wie unser Kredit und Debet sich gegeneinander verhalte« (HA 6, 244). Was hier eine Replik auf eine schon vorhandene Lebensgeschichte ist, ordnet sich zugleich ein in die weitaus intrikatere Semantik des Gastseins. Denn der seinen Gastpflichten folgende Hausherr stellt sich in den Dienst des Gastes, so daß eine Verkehrung Raum greift.<sup>5</sup> Der Gastgeber wird zum Gast seines Gastes, damit dieser ihn durch sein Gastgeschenk zu dem machen kann, der bekommt, indem er gibt. Die Tauschregularien der Gastsemantik setzen eine Rollenverteilung von Wirt und Gast so außer Kraft, daß sie auf die gegenseitige Usurpation des Platzes des anderen tendieren. Als Residuum des archaischen Potlatsch<sup>6</sup> stehen die Gabe des Gastes und der Aufwand der Bewirtung in einem symmetrischen Verhältnis, das paradoxerweise nur die Produktion permanenter Asymmetrie erzeugt. Um die Schuld des Eingeladenwerdens durch einen gleichwertigen Aufwand zu erstatten, geht die Gabe des Gastgeschenks an den Wirt, der nun seinerseits, zum Gast seines Gastes geworden, diese Gabe zu übertrumpfen nicht umhin kann, will er, am eigenen Ort, wieder zu dem werden, der er ist: zum Wirt. Wo »Kredit und Debet« sich nicht mehr berechnen lassen, ist der Prozeß einer durch den Willen zur Symmetrie erzeugten Asymmetrie in das Stadium eingetreten, in dem ein Gast für den Wirt zur Gefährdung wird. Und einen solchen Gast lädt sich Eduard ein, sich beruhigend mit einem neutralen Vierten, dessen reine Funktion den Dritten symmetrisieren soll.

Goethe benutzt in seinem Text das Wort Gabe fast immer dort, wo er Gastgeschenk meint – ein Wort, das hingegen gar nicht auftaucht. Die Gabe aber, zumindest das Phantasma einer reinen Gabe, beschreibt, folgt man Derrida<sup>7</sup>, ein Paradox. Die reine Gabe darf, die Zirkulation unter-

<sup>5</sup> Vgl. Bahr: Sprache des Gastes (s. Anm. 4), S. 12f. passim.

<sup>6</sup> Marcel Mauss: Die Gabe. Form und Funktion des Austausches in archaischen Gesellschaften. Frankfurt a.M. 31996, S. 23ff.

<sup>7</sup> Jacques Derrida: Falschgeld. Zeit geben I. München 1993, S. 22ff.

brechend, nicht zum Gebenden zurückkehren. Die Gabe ist das, was weggegeben wird, ohne einen Tausch zu erwarten. Alles was zurückkommt, annulliert das Geben. Ein Gastgeschenk ist aber keine reine Gabe. Es markiert einen Ort der sozialen Symmetrie, an dem die empfangene oder besser: erwartete Bewirtung durch ein Geschenk symbolisch oder auch real durch den entsprechenden Gegenwert vergolten wird. Zum Gastgeschenk gehört die Berechnung, und insofern ist die Gabe in ihrer anökonomischen Figur für das Gastgeschenk und damit für die ganze Szene der komplexen Gastsemantik eine Gefahr. Kein geladener Gast wird den Wirt durch ein Geschenk beschämen, das den Aufwand der Bewirtung bei weitem übertrifft. Aber zugleich muß es der Einladung angemessen sein und sie nicht zu weit unterbieten. Diese durch eine Berechenbarkeit annoncierte Rationalität – Gastgeschenk gegen Bewirtung – findet jedoch schnell eine Grenze. Bahr weist darauf hin<sup>8</sup>, daß der Gastgeber einen Gast *empfangt*, mithin ein Subjekt – der Wirt – incins gebend und empfangend sei, was die rationale Topographie des Tausches, kaum daß sie eröffnet ist, kollabieren läßt. Der Gast entzieht sich schlußendlich dem Tausch. Das Gastgeschenk mag man deshalb als einen Versuch verstehen wollen, Ordnung dort zu etablieren, wo sie ihrem eigenen Begriffe nach in dem Sog der Gastsemantik verschwindet. Gerade deshalb, aus Gründen der kontrafaktischen Stabilisierung, ist das Gastgeschenk von einer so großen symbolischen Wichtigkeit. Es darf zur reinen Gabe nicht werden.

Daß Goethe insistent das Wort Gabe dort benutzt, wo er das Gastgeschenk meint, verweist freilich genau auf die erwähnte Gefahr. Denn das Gastgeschenk, das die Gäste hier bringen, ist eher eine Gabe. Eine offensichtliche, insofern beobachtbare und zu gewissen Teilen rationalisierbare Logik von Gabe und Gegengabe im Kontext der Gastsemantik, wie sie das abwägende Ehepaar erhofft, entfällt beim Hauptmann ebenso wie bei Otilie. Beide bringen sich selbst als Gabe – der Hauptmann sich als Sachverständiger für die Gartenanlagen, Otilie sich aber als Muse. Ihre Gabe ist ihre Schönheit: »Sie ward den Männern vorgestellt und gleich mit besonderer Achtung als Gast behandelt. Schönheit ist überall ein gar willkommener Gast« (HA 6, 281). Das Zitat spricht sehr genau: Schönheit ist ein willkommener Gast. Das heißt zugleich, daß sie heimisch nie zu werden vermag. »Als Gast« wird sie mit Achtung behandelt und eben deshalb als eine, die fremd bleiben wird und der gegenüber eine Aura des Schönen, der nie zu durchbrechenden Distanz unbedingt gewahrt blei-

<sup>8</sup> Bahr: Sprache des Gastes (s. Anm. 4), S. 6.

ben muß.<sup>9</sup> Als Gastgeschenk läßt sich die eigene Schönheit nicht bringen, wohl aber als Gabe. Damit ist aber ein Teil der Gastsemantik – nämlich inmitten ihrer prekären Komplexität ihr rationalisierbarer Teil – von vornherein außer Kraft gesetzt. Schönheit ist keine Gegenleistung zur Bewirtung, sondern reine Gabe. Mehr noch als der Hauptmann wird Otilie zu einem Gast, der sein Gastsein, entgegen aller Berechnung der Eheleute, im wörtlichen Sinne radikalisiert.

## II. Klassifikation der Gäste/*mise-en-abyme* des Gastseins

Otilie und der Hauptmann sind in diesem Text nicht die einzigen Gäste. Mancherlei Personen statten einen Besuch ab, und fast immer sind es Irritationen und Unbequemlichkeiten, wenn nicht sogar Katastrophen, die dadurch ausgelöst werden. Die nahezu klassifikatorische Vollständigkeit der verschiedenen Gäste und ihrer Gaben reflektiert sich jeweils zurück auf die für die *Wahlverwandtschaften* grundlegende Vierer-Konstellation. Die erscheinenden Gäste sind lesbar als Kommentare zu den Gastverhältnissen, die im Zentrum des Textes stehen.

Der erste Gast, der sich sehen läßt, ist ein »drolliger Mann« (HA 6, 253), ein »narrischer Gast« (HA 6, 254). Mittler nämlich wird von Charlotte und Eduard danach befragt, ob man sich Gäste einladen soll. Seine Antwort ist die Verweigerung einer solchen. Er selbst, als Gast, der bewirtet und als Gegengabe um seinen Rat angegangen wird, kann die Frage als solche nicht behandeln, da ihm die Alternativen gleichviel gelten.<sup>10</sup> Mittler, der erste Gast, der die beiden zukünftigen Gastgeber besucht, bleibt eine Antwort auf die Frage nach den Gästen schuldig, und insofern hinterläßt er eine Asymmetrie, eine durch keine Gabe erwiderte Gastfreundschaft: als wollte der Text schon mit dem ersten Gast deutlich machen, daß ihm die Semantik des Gastseins einen Mangel an Festlegbarkeit und eine grundsätzliche Instabilität verleiht. Charlotte, Mittlers Abgang kommentierend, findet zu dem im Kontext hochironischen Satz: »Hier siehst

<sup>9</sup> Dieser Platonismus – Schönheit als Gabe/Gast – ist der Grund für den hier versuchten phänomenologischen Zugang zur Gastsemantik. Man könnte historisch konkretisierend auch die tatsächlichen Tauschrituale und Gastsemantiken der Goethezeit zum Kontext einer Argumentation wählen. Hier aber vollzieht der Text selbst eine Wendung in einen historisch nicht konkretisierten Platonismus.

<sup>10</sup> Mittler: »Tut, was ihr wollt: es ist ganz einerlei! Nehmt die Freunde zu euch, laßt sie weg: alles einerlei!« (HA 6, 256).

du, wie wenig eigentlich ein Dritter fruchtet, wenn es zwischen zwei nah verbundenen Personen nicht ganz im Gleichgewicht steht« (HA 6, 256). Seine Ironie besteht in der Verneinung der Position des Dritten, dessen Einladung wenige Zeilen später dennoch beschlossen wird. Was Charlotte an Mittlers schon hier scheiternder Gastrolle verallgemeinernd wahrnimmt, hätte sie zur Ablehnung des Hauptmanns eher bestimmen müssen als zur Einwilligung in sein Kommen.

Der Graf und die Baronesse, die nächsten Gäste von Belang, werden nunmehr von zwei Gastgebern und zwei Gästen empfangen. Ganz den Ritualen der traditionellen Gastlichkeit verpflichtet, mustern die Frauen »die neuesten Formen und Zuschnitte von Frühlkleidern, Hüten und dergleichen«, während »die Männer sich um die neuen Reisewagen, mit vorgeführten Pferden, beschäftigten und gleich zu handeln und zu tauschen anfangen« (HA 6, 308). Der Austausch von Gütern, die Angleichung der Dinge aus der Fremde mit den eigenen, kodieren das Gastsein als Umschlagplatz von Welt im weitesten Sinne. Der Graf und die Baronesse bringen in die sich in ihre eigene Logik abschließende Semantik der Wahlverwandten das offene Moment von undefinierten Sozialformen ein, in denen der Tausch der Partner – Metapher von Welt, verstanden als universale Zirkulation – gleichsam zur Permanenz erhoben ist. Freilich wirkt diese öffnende Semantik eher verstörend auf die Gastgeber, die aber dennoch im realen Tauschverkehr schon längst in die Logik ihrer Gäste eingewilligt haben, bevor sie es in der symbolischen Kommunikation tatsächlich zu tun genötigt werden. Mit diesen Gästen vollzieht sich das Seltsame einer *mise-en-abyme* der Gastsemantik. Der Graf und die Baronesse sind zu Gast nicht nur bei Gastgebern, sondern auch bei deren Gästen. Erst diese Verdopplung und Einschachtelung der Gastsemantik vermag die Asymmetrien des Textes zu erklären.

Inwiefern findet eine *mise-en-abyme* der Gastsemantik statt? Otilie und der Hauptmann werden so weitgehend in die Semantik ihrer Gastgeber integriert, daß ihr eigenes Gastsein in die Gefahr gerät, aufgehoben zu werden. Der Hauptmann arbeitet an der Gestaltung des Parks, und Otilie übernimmt die Haushaltung, wird »völlig« zur »Herrin des Haushalts« (HA 6, 296). Beider Gastsein schmilzt auf ein Minimum zusammen. Der Text muß zuweilen einige Anstrengungen aufbieten, um etwa Otilie anlässlich der Reden des englischen Lords schmerzlich zu Bewußtsein zu bringen, daß sie selbst nur Gastrecht genießt. Daß diese beiden zwar Gäste sind und bleiben, aber dennoch nahe an die Grenze einer Integration des Gastes und folglich der Aufhebung der Gastsemantik geraten, eröffnet die

argumentative Möglichkeit, andere Gäste als solche verstehen zu können, die gleichsam als eingeschachtelte Gäste bei den Gästen zu Gast sind. Der Graf und die Baroness machen als erste manifest, was allen anderen weiteren Gästen zustoßen wird: Sie destabilisieren das Zugastsein Otiliens, weil sie deren alogische Zwischenposition, als Gast Wirtin zu sein, zu Bewußtsein bringen. Ist schon die Semantik des Gastseins eine prekäre und instabile, so bildet sie doch ein enges Netz von zuweilen ritualisierten Umgangsweisen, in denen sich ein Kodex dessen, was erlaubt und schicklich ist, ausformt. Ein Gast bewegt sich im kodifizierten Rahmen der Gastfreundschaft, genießt ein Recht, ja ein Gesetz. Er führt eine Sprache der Dankbarkeit, er bringt eine Gabe, er hat sich ihm fremde Speisen einzuverleiben und er weiß um seine zeitlich begrenzte Präsenz. Gerät aber ein Gast, nämlich Otilie, in die Situation, gleichsam experimentell und mit pädagogischem Impetus integriert zu werden und die Stelle der »Herrin des Haushalts« einzunehmen, so rückt sie in der Wahrnehmung ankommender Gäste in die Rolle der Wirtin, während sie doch für sich selbst und aus der Perspektive der wahren Wirte Gast bleibt. Die Vertauschung der Rollen von Wirt und Gast schon in der normalen Situation der Gastlichkeit – der Wirt wird im Gabentausch zum Gast seiner Gäste – verkompliziert sich nach beiden Seiten hin. Denn Otilie wird zur stellvertretenden Wirtin des unehelichen Liebespaares und muß dem Tausch der Gaben folgen, also als Gast noch einmal Gast werden, als sie die Gabe des Paares, ihre Weltansicht der Unehelichkeit zu explizieren, als Wirtin zur Gegenleistung ihrer Gastfreundschaft annimmt. Sie gerät zwangsläufig in die Ökonomie des Gabentauschs. Aber sie ist zugleich die Schönheit und insofern ein gerngesehener Gast, der nie seine Fremdheit wird integrieren können. Blicke sie reiner Gast, so bliebe sie auch die Schöne, deren auratische Sphäre unmittelbar ihrem tatsächlichen Gastsein harmonierte. Als Wirtin aber gerät ihr Gastsein in den Tauschverkehr. Statt ihre Schönheit als Gabe darzureichen und die Gastfreundschaft Charlottens und Eduards durch ihren christlichen Platonismus zu entgelten, muß sie nun, gleichsam als Sündenfall ihrer himmlischen Apparition, Gastrecht solchen gewähren, deren Reden als Gaben angenommen werden müssen, seien sie auch ganz derjenigen Welt verfallen, die in den Ritualen der Gastlichkeit zum Material des Tauschverkehrs dient. Otilie steht im Zentrum eines Kreuzes verdoppelten Tauschverkehrs. Als Gast gibt sie Schönheit und empfängt die Achtung, die ihrem Gastsein, dem un-logischen *tertium datur*, zukommen kann; als stellvertretende Wirtin aber macht sie die Gabe der Gäste zu deren Schuldnerin, als die sie der Gastfreundschaft zu ihrem Recht

verhelfen muß. Die Unterhaltungen über die Ehe, des Grafen halb humorige Einlassungen waren Charlotte, »besonders um Otiliens willen, nicht angenehm« (HA 6, 310). In der Tat treffen sie eine Person, deren strukturelle Position solchen Reden keine Gegenwehr entgegen zu setzen vermag. Als Gast in die Rolle einer nur stellvertretenden Wirtin gebracht, ohne ihr Gastsein verlassen zu können, gerät Otilie in einen systematischen *double bind*. Die Gaben häufen sich in ihr an, ohne zu einer Sprache zu finden, da sie nicht wirklich die Wirtin ist, aber als Gast auch kaum erscheinen kann. Später wird der Text zwei Bilder für diese tote Sprache der Gastlichkeit in der Person Otiliens finden: die zu reiche Gabe des ungeöffnet bleibenden Koffers und ihr Verstummen. Im Kontext einer Semantik des Gastseins erscheinen beide Motive als Figurationen der doppelt unmöglichen Rolle Otiliens, als stellvertretende Wirtin die Gaben der anderen Gäste annehmen zu müssen, ohne sie entgelten zu können, da sie zugleich Gast bleibt. Ein Raum toter, dem Tauschverkehr entzogener Reden bildet sich in ihr, eine fremde Sprache, welche die eigene erstickt.

Zur Phänomenologie der Gastlichkeit gehören auch und besonders die unwillkommenen Gäste. Die unwillkommensten unter allen sind die Gespenster, deren semantische Figur dem logischen Un-Ort des Gastes einiges schuldet. Die *Wahlverwandtschaften* kennen weder das eine noch das andere. Aber es findet sich die Szene einer Zeugung, in der in der Umarmung der Eheleute die Gäste eine phantasmagorische Präsenz behaupten (HA 6, 321). Die Unvereinbarkeit der Gäste gerät zum erotischen Phantasma. Aus der Einbildungskraft wird ein Kind erzeugt, das nur zu deutlich die Allegorie einer in der Lakonie dieses Textes geopfert Poesie ist. Zusammen mit einem Buch sinkt es aus den Armen der nur ein Gastrecht beanspruchenden Schönheit, um auch auf dieser Ebene das Mißlingen aller Referentialisierungen zu allegorisieren, das mit dem Thema des Gastseins gegeben ist. Die Poesie ist nicht die Instanz, die Goethes narrative Phänomenologie der Gastsemantik in eine Stabilität aufzuheben vermöchte. Und auch sind es nicht die Erzählungen, die mit den Gästen kommen und Mal für Mal die Inkompatibilität zur Schönheit der Otilie realisieren.

Der seinem Begriffe nach vielleicht seltsamste Gast mag Luciane sein. Die eigene Tochter wird Charlotte zu einem beschwerlichen Gast in einem Haus, in dem Otilie, der Gast, ihr näher ist als ihre Tochter. Lucianes wildes Treiben bringt ein weiteres Mal die Asymmetrie zum Ausdruck, die durch die Verschachtelung der Gastsemantik notwendig erzeugt wird.

Daß sie Otilie aus den Bildern ausschließt, ratifiziert nur die Geltung ihrer auratischen Schönheit, deren transzendentes Wesen nicht anders als in einer singulären und exklusiven Apparition vorstellig werden kann. Zur klassifikatorischen Geste des Textes gehört die Reihe der Negationen, die in der Rolle der Luciane der Gastsemantik zugetragen werden. Sie gibt die falschen Gaben. Ihr weggeschenkter Schal beschämt die Beschenkte (HA 6, 385f.). Ihre »böse Zunge« (HA 6, 387) vermag an besuchten Gastgebern nur die lächerliche Seite der menschlichen Verhältnisse wahrzunehmen. Als Gast folgt sie – in der Verkehrung des Gesetzes der Gastfreundschaft, das den Gastgebern auszuüben aufgetragen ist – einem selbstgemachten »Gesetz« (HA 6, 399), indem sie sich »nach den Kranken und Schwachen« erkundigt und sie zu kurieren sucht. Gastrecht mißbraucht sie, indem sie eine »Seelenkranke« (HA 6, 400) der Gesellschaft aussetzt. Dies alles – falsche Gabe, falsches Gesetz, zu reichliche Almosen<sup>12</sup>, mißbrauchtes Gastrecht, Ausschluß des Gastes Otilie aus den Tableaux vivants – liest sich als eine systematische Negation des Gastseins. Luciane ist die Allegorie des Gastes, der nie einer zu werden vermag. Ihre Handlungen richten Unheil an, aber nur auf der Oberfläche. Die Radikalität des Gastes bleibt ihr verschlossen. In der Figur der Luciane gönnt sich der Text eine Pause in der intensiven Meditation des Gastseins. Er vervollständigt sein klassifikatorisches Raster.<sup>11</sup>

Die strukturelle Geste führt zu noch weiteren Nennungen des Gastseins und der Gabe. Andere Gaben werden anders gegeben. Ein frecher und murrender Bettler bringt »Eduard ganz aus der Fassung« (HA 6, 286). Der Hauptmann stellt darauf eine Reflexion über die Dosierung von Gaben an. Allzu reichliche Gaben würden Bettler anlocken, während überraschende Gaben Wohltätigkeit mit uneingegangener Verpflichtung paaren können. Um das Dorf von Bettlern zu reinigen – Reinigung ist in diesem Text immer der Begriff für bornierte Sozialvorstellungen – sollen Almosen am ersten und letzten Haus des Dorfes deponiert werden. Die Gabe wird berechnet, und sie dient der Abweisung derer, die ihrer bedür-

<sup>11</sup> Zur Vollständigkeit gehört das Seltsame, daß an einer Stelle »neuer Besuch« (HA 6, 322) angekündigt und daß er, abgereist, »beurteilt« (HA 6, 324) wird. Näheres sagt der Text nicht: selbst die verschwiegene Gäste werden in ihrer Nichterwähnung erwähnt.

<sup>12</sup> In der Nachstellung des Belisar stellt Luciane ein junges Weibchen (HA 6, 392) dar, das reichliche Almosen gibt, aber ermahnt wird, »daß sie zuviel tue« (HA 6, 392). Eine andere weibliche Gestalt gibt ebenfalls Almosen, aber solche, die als »wirklich« bezeichnet werden. Auch im ästhetischen Bild ist Luciane diejenige, die eine Gabe nicht zu dosieren weiß.

fen. Jene ängstliche Rationalität der Eheleute bei der Erörterung der Einladungen zeigt sich hier als der nicht weniger falsche Versuch, die Gabe als Instrument einer Politik der sozialen Hygiene zu verstehen.

Werden die dem Bettler verweigerte (HA 6, 286) und die zur Abweisung dosierte Gabe (HA 6, 287) genauestens erörtert, so findet die Verschwendung nur zum auktorialen Wort. Von Eduards Geburtstagsgeschenk sagt der Erzähler: »so kannte er auch kein Maß des Hingebens, Schenkens, Versprechens« (HA 6, 333). Maßlose Gaben gesellen sich den verweigten und dosierten. Als wollte der Text wirklich alle Verhältnisse der Gabe und des Tausches durchdeklinieren, artikuliert er sogar jenen Tausch, der als ethnologisches Modell der Gabe überhaupt angesehen werden kann: den Frauenaustausch. Eduard schlägt dem zum Major gewordenen Hauptmann vor, Charlotte an ihn abzutreten, um sich in den Besitz Otilies setzen zu können. Als einen Bestechungsversuch »mit so hohen Gaben« (HA 6, 449) wertet der Major das Ansinnen, das genau betrachtet einen Frauenaustausch ja nur zitiert, um eine asymmetrische Transaktion vorzunehmen. Denn Otilie, um die es hier geht, kann im eigentlichen Sinne nicht getauscht werden, da sie niemandes Eigentum ist. Eduard kommt nicht in den Besitz Otilies allein dadurch, daß der Major Charlotte heiraten kann. Der Berechnung einer Gabe als Weitergeben eines Eigentums – der Ehefrau – entspricht keine ähnlich situierte Gegengabe, da Otilie frei ist und insofern auch nur freiwillig, nicht aber als definierter Gegenwert einwilligen kann. Frauenaustausch also wird zitiert, aber wiederum ist es die aporetische semantische Position Otilies, die einen Vorschlag zur sozialen Symmetrie zur Makulatur werden läßt. Kein Tausch kann diese Art des Gastseins, in dem sich die Schönheit selbst als Gabe einbringt, in eine beruhigte Ökonomie einrechnen.

Wenn Gäste erscheinen, haben sie etwas zu erzählen. Als die große Gabe des Gehülfen wird seine Fähigkeit »gut zu sprechen« (HA 6, 407) herausgehoben. Vielleicht ist das Sprechen, das Erzählen die reinste Gabe. Sie verpflichtet den Beschenkten zu keiner materiellen Gegenleistung, und sie verbraucht sich restlos im Akt ihrer Darreichung. Aber die Rede, so wird sich zeigen, ist – nicht unähnlich der Poesie – auch eine gefährliche Gabe. Macht ihre Immaterialität sie immun, so zieht sie den Beschenkten in das innikate Spiel der referentiellen Unentscheidbarkeit hinein. Als Gabe ist die Erzählung nämlich beides: Rede über einen anderen und zugleich Rede für den Wirt. Damit weist sie von sich weg und bezieht sich doch auf einen Adressaten, für den die Besonderheit, das novellistische Ereignis von Bedeutung sein soll. Benjamin unterscheidet in seinem Essay *Der Erzähler*

zwei Typen des Erzählens, die in der Novelle des englischen Lords eingeführt werden. Das Erzählen des Reisenden, figuriert im archaischen Typus des Seemanns, bringt eine Kunde von der Ferne, und das Erzählen des Heimatlichen, des Ackerbauers, greift in die Tiefe der Zeit.<sup>13</sup> Gäste, das ist stets Teil ihrer Gabe, haben zu erzählen. Hier aber stehen ihre Erzählungen quer zur Schönheit und zur Poesie, die in Otilies paradox verdoppelter Position zum Ausdruck findet.

Die Novelle des englischen Lords *Die wunderlichen Nachbarkinder* möchte eine Otilie treffende Selbstbezüglichkeit tilgen. Die von dem Gast vorgebrachte Philosophie des permanenten Gastseins (HA 6, 431ff.) gemahnt Otilie schmerzlich an ihr eigenes Gastsein und an den in der Fremde weilenden Eduard:

denn es zerriß mit Gewalt vor ihr der anmutige Schleier, und es schien ihr, als wenn alles, was bisher für Haus und Hof, für Garten, Park und die ganze Umgebung geschehen war, ganz eigentlich umsonst sei, weil der, dem es alles gehörte, es nicht genösse, weil auch der, wie der gegenwärtige Gast, zum Herumschweifen in der Welt, und zwar zu dem gefährlichsten, durch die Liebsten und Nächsten gedrängt worden. Sie hatte sich an Hören und Schweigen gewöhnt, aber sie saß diesmal in der peinlichsten Lage, die durch des Fremden weiteres Gespräch eher vermehrt als vermindert wurde, das er mit heiterer Eigenheit und Bedächtlichkeit fortsetzte. (HA 6, 432)

Der Lord, um Otilie für diese ungewollte Verletzung zu entschädigen, erzählt die Novelle. Aber er vollzieht mit ihr die Figur einer weiteren, Charlotte treffenden Selbstreferenz. Die Novelle berichtet als Kunde aus der Ferne Ereignisse, die aus der Vergangenheit der Hörerin stammen. Es ist, wie sich herausstellt, vom Hauptmann die Rede, und die Erinnerung an eine Katastrophe, gelagert in der Tiefe der Zeit, wird wach.<sup>14</sup> Die Gabe, die der Lord als Erzählung zu geben hat, geht nicht in die Zirkulation der Gastsemantik ein, indem sie einen Tausch ermöglicht, sondern sie zielt auf das Identische, schließt selbstreferentiell die Wohltat des Wirts mit dem Gastgeschenk der Erzählung kurz. Wo der Gast – der englische Lord – derart die Wirtin – Charlotte – affiziert, ist es wieder einmal, und ganz

<sup>13</sup> Vgl. Walter Benjamin: »Der Erzähler«. In: ders.: Gesammelte Schriften (s. Anm. 1), Bd. II/2, S. 440.

<sup>14</sup> Friedrich Kittler hat mit kriminalistischem Gespür, aber doch stringent und überzeugend belegen können, daß der Hauptmann, der gute Schwimmer und Lebensretter, in diesem von der Novelle berichteten Fall nicht hat helfen können. Entgegen der durchs Weitererzählen entstellten Geschichte konnte die Geliebte nur tot geborgen werden, wie Charlotte wissen muß. Vgl. Kittler: »Otilie Hauptmann« (s. Anm. 2), S. 267f.

der Struktur des Textes folgend, die doppelt undefinierte Position der Otilie, die solcher Semantik ausgeliefert ist.

Denn auch für diese Verletzung soll wiederum eine Entschädigung eintreten. Der Begleiter des Lords vermag die Aufmerksamkeit der Frauen auf seine Apparatur zu lenken und schließlich Otilie zu einem Versuch zu gewinnen. Im Gegensatz zu Charlotte schlägt bei ihr das Pendel »bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, jetzt in Kreisen, jetzt in Ellipsen, oder nahm seinen Schwung in geraden Linien« (HA 6, 444). Die Rhetorik der Erzählung wird ihr körperlich in den Figuren der Pendelausschläge eingeschrieben. Exzentrisch geht das Pendel ihrer unlogischen Position konform, in Kreuz eines Paradoxons zu sein, gerade folgt er dem notwendigen Zug des Untergangs, als Folge einer grundsätzlichen narrativen Instabilität. Die Gabe, die als Novelle den Wirt verletzt (Charlotte), zwingt auch in ihrer Korrektur den allzu nahen Gast, der den Wirt spielen muß (Otilie) in eine schmerzvolle Selbstreflexion. Die Aufhebung von Raum (Erzählung des Reisenden aus der Ferne) und Zeit (Erzählung des Heimatlichen aus der Tiefe der Zeit) in der Selbstreferenz des Erzählten wirft Gast und Gastgeber unentwirtbar in eine Identität ihrer so komplex verschachtelten Rollen. Wenn Otilie wenig später in einer ähnlichen Situation den Ausführungen des Mittler über die Ehe lauschen muß, um wiederum eine Rede aus der Ferne – hier der weltanschaulichen Kundgabe – auf ihre eigene Geschichte beziehen zu müssen, dann invertiert solche Selbstbezüglichkeit in den Zusammenbruch ihrer immer schon gefährdeten strukturalen Position.

Die systematische These besteht darin, daß Otilie verdrängter Gast und stellvertretender Wirt zugleich ist und damit in den doppelten Ort des Un-Logischen rückt. Diese Komplizierung der Gastsemantik ist die Ursache für alle schiefen Kommunikationsverhältnisse, die die Gäste, die bei diesem Gast zu Gast sind, ihr bereiten. Die fortgesetzte Selbstreferenz der narrativen Gaben, so die rein strukturelle Schlußfolgerung, muß in die Selbstaufhebung dieser Position führen. Die *Wahlverwandtschaften* sind, insofern man der hier vorgeschlagenen semantischen Kodierung folgen will, eine narrative Analysis, in der die innere Unmöglichkeit einer *mise-en-abyme* der Gastsemantik in ihrem semantischen Zentrum Otilie so lange durch fortgesetzte Selbstkonfrontation forciert wird, bis sie schließlich kollabiert. Goethes erschöpfende Meditation der Gastsemantik denkt den Wirt als Gast seiner Gäste, klassifiziert die Gaben des Gastes und destabilisiert letztlich den in sich schon unlogischen Ort des Gastes auch phänomenologisch-narrativ durch eine *mise-en-abyme* des Gastseins.



### III. Coda, spekulativ

Haust wirklich eine Seel in mir?  
 Das frage deine Gäste  
 Goethe: *Die Weisen und die Leute*

Was die *Wahlverwandtschaften* thematisch durchdenken, annouciert durch eine auffällige Rekurrenz der Worte Gast und Gabe, verweist auf ein umfangreiches Paradigma. Der Gast ist nicht nur eine Figur, die kontingent auftreten kann oder nicht. Gastsein wäre, mit Heidegger zu sprechen, ein Existential. Es reicht hinein in das Innere des Zeichens selbst. Wieder folge ich hier dem Buch von Hans-Dieter Bahr, dessen Sog schwerlich zu entkommen ist. Wenn wir als Gast verallgemeinernd bezeichnen, was nicht an seinem eigenen Ort ist, was nur einen instabilen und vorläufigen Platz reserviert bekommt, ist dann nicht das Zeichen selbst ein Gast und also die Sprache als solche unentwirrbar der Gastsemantik verschrieben?<sup>15</sup> Ist dann nicht das Gastsein notwendig mehr als nur ein Thema eines Romans?

Die Trennung des Signifikanten vom Signifikat wird in den *Wahlverwandtschaften* in der Neugestaltung des Friedhofes in Szene gesetzt. Die motivierte *Memoria*-Topographie des Denkmals wird zugunsten eines reinen Zeichenverhältnisses aufgelöst. »Nicht vom Andenken, nur vom Platze soll man sich lossagen« (HA 6, 363) verkündet der Architekt. Das Zeichen wird in den Zustand der Arbitrarität buchstäblich versetzt im Versetzen der Grabsteine.<sup>16</sup> Arbiträr und ganz diesem Tun entsprechend, vollzieht sich die Ausgestaltung der Kapelle. Aus einer Sammlung, einem größeren Portefeuille (HA 6, 367), werden synkretistisch die Figuren herbeigezogen, mit denen der Innenraum ausgemalt wird. Ihr Eingehen in die Sammlung hat eine zum neugeordneten Friedhof analoge Versetzung zur Bedingung. Ihre neuerliche kryptosakrale Existenz kann sie folglich nur noch zu einem künstlichen, musealen Leben erwecken. Dem mythischen und religiösen Dasein entnommen, werden die Figuren selbst zu zitierten Zeichen, zu solchen also, die ihr Zeichensein markieren. Ihr Ort ist nur ein eingeräumter. Von diesen Malereien aber wird gesagt: »Nur vielleicht Ottilie war in dem Fall, sich unter ihresgleichen zu fühlen« (HA 6, 368).

<sup>15</sup> Bahr: Sprache des Gastes (s. Anm. 4), S. 361.

<sup>16</sup> Zur grundsätzlichen These einer Desorganisation symbolischer Ordnungen vgl. den Aufsatz von David Wellbery: »Die Wahlverwandtschaften (1809)«. In: Paul Michael Lützeler (Hg.): Goethes Erzählwerk. Interpretationen. Stuttgart 1985, S. 290-318.

Was auf den ersten Blick so aussieht, als würde Ottilie hier einem sentimentalischen Katholizismus eingeordnet, ist tatsächlich der ebenso tief ironische wie melancholische Vollzug der Gastsemantik. Erbarmungslos ratifiziert der Text in diesem Satz ein Zeichenwerden Ottilies, das ganz in die Radikalität der Moderne gestellt ist. Erbarmungslos deshalb, weil dieser Ort auch der Ort ihres Aufgebahrtseins sein wird. Heißt das, daß sie selbst im Tod nur Gast ist? Besagten die vieldeutigen Schlußsätze in ihrer Ironie auch thematisch, was sie schon längst in der Interpretationsgeschichte performativ vollzogen haben, nämlich daß das Zeichensein irreversibel ist, in die Deutung hineinfällt und dort immer nur einen vorläufigen Ort eingeräumt bekommt, also Gaststatus erhält? Ottilie und Eduard erwachen nicht »dereinst« (HA 6, 490), sondern inzwischen permanent, in jeder neuen Interpretation, in der sie, als Zeichen, zu Gast sind.